Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 50 (1946-1947)
Heft: 12

Artikel: Franz Schubert
Autor: Hayek, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668374

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

selbst einem namhaften Werke zuteil werden lassen. Dort die liebevolle Arbeit einer geschickten Hand, hier das Massenprodukt einer Maschine.

Wer von Oesterreich hört und besonders von Wien, denkt gleich an die Stadt der Musik, des Humors, der Dichtung. Hier wirkten und wohnten Mozart, Beethoven und Schubert. Und wenn wir ins 19. Jahrhundert hinein rücken, kommen wir in die Zeit von Anton Bruckner, Johannes Brahms und Johann Strauß. Auch der Symphoniker Gustav Mahler lebt uns noch in bester Erinnerung wie Hugo Wolf. Wenn auch ihre Kunstbetätigung nicht ins Reich des Kunstgewerbes fällt, sind sie doch aufs engste mit dieser Stadt verbunden. Der Musikfreund wird es auch begrüßen, daß ihm Gelegenheit geboten ist, auf Original-Notenblätter dieser unsterblichen Meister zu sehen, auf die Partitur einer Mozartschen Messe, auf die eigenhändige Niederschrift einer Sonate Beethovens, auf Schuberts Lied aus Goethes Faust: Meine Ruh ist hin. Den Eingeweihten berührt der Gedanke mit Achtung und Wehmut: Die Hand des Meisters hat auf diesem Blatte geruht! Man studiert die Züge der Schrift, ohne Graphologe zu sein, und wie die Musiker ihre Noten gesetzt haben. Von diesem handschriftlichen Blatt sind ungezählte andere, gedruckte ausgegangen. Sie flogen in die Welt und eroberten sie.

In Wien wohnte auch Grillparzer, der große, nachklassische Dichter. Seine Dramen sind heute noch lebendig. Auch der lustige Raimund ist ein Wiener. Zu neuem Ruhm ist erst seit wenigen Jahren der zarte Schilderer Adalbert Stifter auferstanden. Oestrreichische Dichter aus tiefstem Grunde ihres Herzens waren die Volksmänner Anzengruber und der unvergeßliche Peter Rosegger. Unvergessen bleibt uns auch Marie von Ebner-Eschenbach. Sie alle haben sich eingestellt mit kurzen Texten aus ihrer Hand. Die neueste Zeit ist vertreten durch den unlängst verstorbenen Hugo von Hofmannstal. Und wir lieben noch manchen Oesterreicher, den wir aus guten Büchern und Versen kennen.

Die kunstgewerbliche Schau weckt in jedem, der je einmal in Wien gewesen ist, liebe, ja unvergeßliche Erinnerungen auf, und wenn die Donau auch nicht blau war, war die Wachau ein herrlich Land, die Klöster Melk und St. Florian Stätten höchster Beglückung und Erhebung. Über dem Sarkophage Bruckners sang die Orgel, die er in seinem Leben so oft gespielt.

So ist uns Oesterreich in seinem ganzen Kunstschaffen willkommen, und wir sind ihm dankbar, daß es uns mit einem bunten Schatz aus seinen schönsten Werken einen so nachhaltig wirkenden Besuch gemacht hat.

Dr. Ernst Eschmann

Franz Schubert

Von Max Hayek

Er lebte vom 31. Januar 1797 bis zum 19. November 1828 — das sind 31 Jahre und etwa 10 Monate — eine kurze Zeit also, um weniges mehr als der Aufgang eines Lebens. Aber was er an Werken hinterließ, war viel, sehr viel. Hier eine ungefähre Aufzählung: neun Opern (worunter fünf unvollendete), zwei Singspiele, neun Ouverturen, neun Symphonien (worunter einige unvollendete), fünf Messen, viele Kammermusikwerke, Chöre, kleinere Werke und etwa achthundert Lieder. Schubert war 13 Jahre alt, als ihn Salieri, sein Lehrer, ein Genie nannte, das alles kann. Er war 13, als er sein erstes Lied „Hagars Klage", 14, als er eine Reihe von Messesätzen, eine Symphonie (in D-Dur) und die Lieder „Des Mädchens Klage", „Der Vatermörder", „Der Jüngling am Bache" („Ach, aus dieses Tales Gründen"), „Thekla" und „Der Taucher", 17, als er „Schäfers Klagelied" und das Meisterwerk „Gretchen am Spinnrad" schrieb. Am 19. August 1815 entstanden gleich vier Lieder — worunter das „Heiderröslein", am 15. Ok-

Kelch aus Stift Wilten, Niedersächsisch, um 1160

tober des gleichen Jahres acht Lieder. Man denkt an das Wort Richard Wagners, der sagte, dieser Schubert müsse gewesen sein wie ein Schwamm, aus dem Musik läuft, wenn man daran drückt.

Alles, was Schubert schuf, schuf er spontan, in einem Zuge, unter der Gewalt der Eingebung. Er offenbarte eine schöpferische Kraft, die nicht leicht ihresgleichen hatte, aber man erkennt daraus, daß ein Leben, das sich solcherart verbraucht und verbrennt, nicht lange währen kann. „Wen die Götter lieben, den nehmen sie früh zu sich!" — das alte Wort bestätigte sich an Schubert, wie es sich an Mozart bestätigt hatte. Sie beide, der göttliche Sänger des Lichts und der Liebe aus Salzburg und der zauberische Melodiker aus Wien: sie hatten ihr Lebenswerk geleistet, als der Erlöser Tod — denn zu beiden war er als Erlöser gekommen! — ihr Unsterbliches der kummervollen Erde entführte und in die heimatlichen Reiche der ewigen Freude trug. Ja, Schubert hatte der Menschenwelt genug gegeben: er durfte fort. „Die Tonkunst begrub hier einen reichen Besitz!" so lautete Grillparzers Grabschrift für Schubert, „aber noch viel schönere Hoffnungen!" Dies war das Wort trauervoller Resignation vor dem dunklen undurchdringlichen Geschick, über das der Mensch keine Gewalt hat.

Schuberts Werk, der „reiche Besitz der Tonkunst", der ganze reiche Besitz, ist heute noch immer erst der Besitz weniger auserwählter Menschen, die ihn mit der Leidenschaft der wahrhaft

Suchenden für sich gehoben haben. Professor Richard Specht, der Wiener Musikschriftsteller, konnte mit Recht von einem „unpopulären" Schubert sprechen, denn Schubert ist es ja wirklich noch. Wer kennt die A-Moll-Sonate, wer die B-Dur, wer die vierhändige F-Moll-Phantasie, wer die sieben Symphonien neben den beiden (in D-Dur und H-Moll), wer die Messen? Wer die anderen kaum je zu Gehör gebrachten Wunderwerke dieses Wundermannes? Wenige, Auserwählte, wie gesagt. Volksgut, Hausgut der Deutschen, sind nur die Lieder Schuberts geworden — eine Anzahl Lieder, die immer wieder gesungen werden. Bekannt ist dann vor allem — neben den Impromptus, der Ballettmusik aus „Rosamunde", den Moment musical, den Militärmarsch und den Deutschen Tänzen — bekannt ist außer diesen oft gespielten Stücken dann nur noch die „Unvollendete", die H-Moll-Symphonie mit dem süßen Thema ihres ersten Satzes, dessen bezwingende Melodie immer wieder entzückt. Allerdings, es gibt ein Werk, das Schubert sehr, zu sehr populär gemacht hat: „Das Dreimäderlhaus!" Ja, dieses Opus von tüchtiger Mache hat Franz Schubert wahrhaft populär gemacht. Wir sehen ihn darin als hilflosen, weichmütigen, weltfremd verlegenen Musikus, der unglücklich liebt und es in alle Rinden schneiden möchte. Einige der duftigsten Blüten vom Melodienbaum des unsterblichen Franz wurden gepflückt, um dieses fragwürdige Haus tönend auszuzieren — und wirklich zeigte sich, daß ein armes Genie, das zeitlebens Not und Sorge bedrängten, nachgeborene Singspielerzeuger mit schweren Geldern beschenken kann.

Schubert ist das Abendrot des Tages genannt worden, dessen Sonne Beethoven hieß. Überhaupt wird Schubert gerne mit Beethoven verglichen und als ein Meister bezeichnet, der bei längerer Schaffenszeit den Titanen erreicht, wenn nicht gar übertroffen hätte. Ein solches Urteil ist gewagt, wie denn vergleichende Urteile über Genies fast immer gewagt sind. Jedes große und wahrhaft große Genie läßt sich nur mit sich selbst vergleichen. „In seinen Liedern herrscht er über ein Reich, das vor ihm keines Sterblichen Fuß betrat. Seine Instrumentalmusik erscheint mir als die blühendste Provinz im Weltreiche Beethovens!" — dieses schöne und feine Wort, ein Wahrwort rührt von dem berühmten Pianisten Moritz Rosenthal her, der damit eine treffende Kennzeichnung des Schubert'schen Lebenswerkes geben konnte. Denn wenn Beethoven der trotzige Kämpfer, der prometheische Typ des Künstlers ist, der mit gewaltiger Faust dem Schicksal in den Rachen greifen will, wenn sich in ihm der Deutsche nördlicherer Prägung offenbart, der Mann mächtiger, gewitterhafter Entladung und schweren, gedankenvollen Ernstes, so ist Schubert, der Oesterreicher, der Wiener, heiter, liedfroh, tänzerisch, ein Genie der Lyrik, ein schwärmerischer Romantiker. Dort wo Beethoven weich wird, ist er noch immer härter als der gemütvolle Schubert, der auf der melodischen Woge singend hinschwebt. Schuberts eigentlichstes Reich ist also das Lied. Hier gelingt ihm das Vollendete, hier ist er der alles überragende Meister, hier, als Sänger des Liedes, hat er das Höchste erreicht, was ein Künstler erreichen kann, und das ist: daß sein Werk ins Volk dringt, daß es im Herzen des Volkes lebt. Schubertlieder wie „Der Lindenbaum", „Das Heideröslein", „Die Forelle", „Das Wandern" sind ins Volk gedrungen, leben

Franz Schubert

im Herzen des Volkes. „Der Lindenbaum" insbesondere, oder das „Ständchen" würden als deutsche Volkslieder auch noch leben, wenn der Name dessen, der sie zuerst aufschrieb, in Vergessenheit geriete. Und welch ein Meister der Form ist dieser „Fürst der Lieder", wie man ihn gerne nennt! Wie da oft wenige Noten tiefste Wirkung üben, wie da oft durch klangliche Untermalung die Atmosphäre des Wortes, wie die Empfindung, die es weckt, bis zu ihrer letzten Tiefe ausgeschöpft wird! Was für ein Maler ist Schubert! Der berufene Tondichter dichtet ein Gedicht zu Ende! Man könnte sagen: Schubert habe „Wanderers Nachtlied", die Harfnergedichte, den „Musensohn", den „Erlkönig" oder „An Schwager Kronos" von Goethe erst zu Ende gedichtet! Wie interessant auch zu beobachten, wie das Genie Schuberts sich erst am Texte des Genies entzündet. Ein guter Kerl, wie es der Wiener Schullehrersohn vom Himmelpfortgrund in Liechtental gewesen ist, hat er sich nicht lange bitten lassen und gelegentlich Verse in Musik gesetzt, die kaum verdient hätten, von ihm in Musik gesetzt zu werden. So kamen Texte zu einer Bedeutung, die sie sonst wohl kaum erlangt hätten. Aber wie wurden Flammenkräfte lebendig, wie maß sich Geist an Geist, wenn Schubert einmal ein Gedicht wie etwa den „Schwager Kronos" von Goethe in die Hände bekam! Dann blieb das Wiener Kind aus dem Volke dem Weimarer Minister, der ihm für die Zusendung einiger der herrlichsten Kompositionen seiner Dichtungen (worunter auch den „Erlkönig") nicht einmal gedankt hatte, nichts schuldig und hob die Verse in die tumultuarische Feuersphäre eines ungeheueren Temperamentes. „Wahrlich, in dem Schubert wohnt ein göttlicher Funke!" hatte Beethoven von Schubert gesagt. Und hatte damit nur gesagt, was jeder fühlt, der Ohren hat, um Schubert'sche Musik hören zu können.

Als der Maler Moritz von Schwind vom Tode Schuberts, seines Jugendfreundes gehört hatte, schrieb er an Schober: „Schubert ist tot und mit ihm das Heiterste und Schönste, was wir hatten. Ich habe um ihn geweint, wie um einen meiner Brüder." Der Romantiker verstand den Romantiker. Aber Romantik ist ja nichts anderes als Sehnsucht nach dem Wunderbaren, Verlangen nach einem Reich, das nicht von dieser Welt ist. „Und was sie reden, leerer Schall, ich bin ein Fremdling überall!" — das ist das echte Wort eines romantischen Dichters. Schubert, der sich hier unten zu oft einen Fremdling gefühlt haben mag, hat es wehmütig gesungen.

Wir Menschen von heute sind nicht mehr romantisch. Wir sind sogar Gegner der Romantik. Unsere Kunst steht im Zeichen der „neuen Sachlichkeit". Aber unsere Seelen sind deshalb nicht tot. Und erst bis unsere Seelen einmal tot sind, wird auch die Romantik tot sein. Aber das wird nie sein. Niemals. Und darum wird auch Schuberts Musik niemals sterben. Diese göttliche Musik, geboren aus der göttlichen, unsterblichen Seele.

Vorfrühling

Hermann Hiltbrunner

Die Wolken ziehen blau und schwer;
Vom Tal zum Berg. Meerüberher
Brausen die Böen, die Westwinddrift
Schreibt auf den See in Wellenschrift.

Im Erdengrund erwacht der Keim —
Was ist es, das ihn urgeheim
Anrührt, so dass er wächst und schwillt,
Zum Sein bereit, zum Tun gewillt?

Noch feindlich fegt der West durchs Land,
Schnee wirbelt aus der Wolkenwand,
Auf dass nicht früh und ungereimt
Erfriere, was vorzeitig keimt.